

Afrikanisches Jagdwild

Autor(en): **Kaiser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen
Naturwissenschaftlichen Gesellschaft**

Band (Jahr): **39 (1897-1898)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-834610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VI.

Afrikanisches Jagdwild.

Von

Alfred Kaiser.

Die grosse Mannigfaltigkeit der afrikanischen Tierwelt bringt es mit sich, dass ein Reisender, der jene Gegenden besucht, gewöhnlich nur der *Grosstierfauna* seine besondere Aufmerksamkeit widmet, die muntere Vogelwelt, das Heer der buntfarbigen Insekten, sowie die wenig bekannten Kriech- und Wassertiere aber nur wenig beachtet.

Besonders dem Jäger treten da Formen entgegen, die seine Sinne so zu fesseln vermögen, dass er für alles andere, so interessant es auch sein mag, kein Auge mehr hat.

Sein heimatliches Lieblingwild, die Edelhirsche und Rehe, findet er hier zwar nirgends; dagegen bieten Tausende und Hunderttausende verschiedenartigster Antilopen, von der Kleinheit des niedlichen Buschböckchens bis zur stattlichen Grösse des Gnu und der Elenantilope, reichlichen Ersatz für das Vermisste.

Der Hase ist für den afrikanischen Nimrod belanglos; man findet ihn zwar sowohl in dürren Steppen und öden Wüsten, als auch in den vegetationsreichen Äquatorialgebieten; aber nirgends wird besondere Jagd auf ihn gemacht.

Der beschwerliche und gefahrdrohende Pürschgang auf Steinwild, welcher den europäischen Nimrod nur selten noch mit Erfolgen krönt, erfordert in Afrika verhältnismässig wenig Mühe und bringt Böcke mit kapitalen Gehörnen und altersgrauen Pelzen zur Strecke.

Die ehemals als ritterliches Vergnügen mit der Lanze betriebene Wildschweinjadg ist als Sport auch in Afrika eingeführt; trotz ihrer Gefährlichkeit lockt sie manchen rohen Jäger bis in noch unbekannte Gegenden von Marokko hinein.

Bären giebt es im „dunkeln Erdteile“ keine; dafür aber liefert das Katzengeschlecht mit seinen grössten Vertretern dem mutvollen Waidmanne Stoff zu ruhmvoller Arbeit.

Ueber den ganzen Kontinent findet man die Riesen der Tierwelt: Elefant, Nashorn, Flusspferd und Girafe verbreitet; nur da, wo Kulturstaaten sich bildeten oder wo Nahrungsmangel diese vielbrauchigen Pflanzenfresser ferne hält, sucht der Jäger vergebens nach solchem Wilde.

In der Steppe und in öden Hügellandschaften treffen wir die bunten Herden der Tigerpferde, den kräftig gebauten Wildesel, flüchtige Strausse.

Im dichten Urwalde hausen Gorilla, weissbemähnte Guerezaaffen und lichtscheue Lemuren.

Paviane und Klippschliefer bewohnen die unzugänglichen Felsschluchten; buschreiche Sumpfgebiete sind die Aufenthaltsorte des gefürchteten Kaffernbüffels; in abgelegenen Meeresbuchten endlich begegnet man, selten genug zwar, der Märchengestalt der Sirene.

Wie überall vermindert sich indes auch in Afrika das grosse Jagdwild immer mehr, und der Zeitpunkt liegt

nicht mehr ferne, wo einzelne Arten, wie in Amerika z. B. die Büffel, völlig ausgerottet sein werden.

Im Süden des Erdteiles, wo die günstigen Klimaverhältnisse die Ansiedelung von Europäern ermöglichten, ist das grössere Jagdwild jetzt schon fast gänzlich verschwunden, obschon Elefanten, Nashörner, Flusspferde etc. beim Erscheinen der ersten Kolonisten hier noch häufig waren.

Der Elefant ist bereits Ende des vorigen Jahrhunderts in der Kapkolonie ausgerottet worden, und in der Provinz Natal finden sich meines Wissens heute nur noch einige durch Gouvernementsvorschriften geschützte Exemplare dieses Riesentieres.

Über das häufige Vorkommen des Rhinoceros berichten Reisende selbst noch in den siebziger Jahren; seit 1880 aber ist es im südlichsten Teile von Afrika spurlos verschwunden, und die Grenze seiner Verbreitung wurde bis gegen den Zambesi hin zurückgedrängt.

Das Quagga, das Mitte der sechziger Jahre in den Karoo-Bergen noch allgemein verbreitet war, ist gegenwärtig bereits ausgestorben, und auch das ihm nahe verwandte Zebra trifft man in Südafrika nur noch in kleinen Gesellschaften, nie mehr in jenen grossen, nach Hunderten zählenden Herden, wie sie sich auch heute noch in äquatorialen Gebieten herumtreiben. Auch der Büffel konnte trotz der Gefährlichkeit seiner Jagd den unausgesetzten Verfolgungen von Seite des Menschen keinen Stand halten und wird in wenigen Jahren selbst am Zambesi das Feld räumen müssen.

Nicht besser ist es in Südafrika den grossen Raubtieren ergangen. Blei und Strychnin, Tellereisen und Schwanenhälse haben sie aus allen bewohnten Distrikten

verdrängt, und nur in menschenleeren Gegenden haben Kaplöwe und Hyänen ihr Wohngebiet behauptet.

Im Norden des Erdteiles leidet das grosse Jagdwild nicht weniger unter der Verfolgung. Vom Damhirsche fand ich in einer Oase Unterägyptens einzig noch die abgeworfenen Geweihe, während das Tier gänzlich verschwunden ist. Ebenso trifft man hier noch die Schalenreste von Strausseneiern; dagegen ist von dem Vogel selbst nichts mehr als der Name bekannt.

Vor 300 Jahren lebte das Flusspferd in den Kanälen des Nildelta, Mitte dieses Jahrhunderts noch in Nubien, heute ist es weit über Chartum hinaus bis in die südlichsten Nilgegenden zurückgedrängt.

Selbst in der schwach bevölkerten Wüste zwischen Nil und Rotem Meer, in welche von Süden her Elefanten, Nashörner und Girafen ihre Streifzüge unternehmen, gönnt der Mensch dem Wilde keine Ruhe und verfolgt es unter grössten Lebensgefahren, nur mit Schwert und Lanze bewaffnet.

Dass bis zur Verbreitung der Feuerwaffen das afrikanische Grosswild sich so lange erhalten hat, ist dem Umstande zu verdanken, dass grössere Jägervölker, wie z. B. Amerika sie aufweist, dem Erdteile fehlen. Ausser den Betschuanen sind es eigentlich nur die in den Wäldern von Centralafrika lebenden Zwergvölker, welche fast ausschliesslich von der Jagd sich ernähren. Die Bantuneger, das vorwiegende Element der Afrikaner, sind lediglich Ackerbauer, und die nomadisierenden hamitischen Stämme im Osten des Kontinentes leben nur dann von der Jagd, wenn Krieg und Krankheiten ihre Herden dezimiert haben.

Einzig dem Elefanten wird seit undenklichen Zeiten in systematischer und gefährlichster Weise nachgestellt. Schon die alten Ägypter, Griechen und Römer haben seinen Stosszähnen einen sehr hohen Wert beigelegt, und in der Jetztzeit schätzt man das Gewicht des durchschnittlich pro Jahr nach Europa und Indien ausgeführten Elfenbeines auf ca. 774,000 Kilo, im Werte von nicht weniger als 15—20 Millionen Franken.

Der unbezahlbare Appetit, den die grossen Dickhäuter gelegentlich in den Pflanzungen der Ackerbauer an den Tag legen, sowie der Schaden, den sie nebenbei noch durch Zertreten der Feldfrüchte herbeiführen, machen es begreiflich, dass selbst die friedfertigsten Volksstämme über die Besuche dieser Gäste wenig erbaut sind und ihnen als gefährliche Feinde gegenüber treten, wo und wann sie sich nur blicken lassen. Sie graben tiefe Fallgruben und stellen Selbstschüsse vergifteter Pfeile auf ihre Wege.

Seit der neuen Teilung Afrikas sorgen nun allerdings einzelne Staaten dafür, dass der Vernichtung des Jagdwildes etwas Einhalt getan wird. Ich kenne zwar diesem Prinzip entsprechende Verordnungen nur aus Deutsch-Ost-Afrika, muss aber gestehen, dass dieselben von grossem Nutzen wären, wenn sie sich in der Praxis in jeder Hinsicht durchführen liessen.

In erster Linie heisst es, dass jeder, der auf grösseres Wild ausziehen will, einen Jagdschein zu lösen hat und zwar gegen eine so hohe Geldentschädigung, dass nur sehr wohl situierte Leute diesen Sport sich leisten können.

Einzelne, auf dem Aussterbeetat sich findende Tiere, wie z. B. die Elenantilope, dürfen gar nicht mehr ge-

schossen werden; für andere, z. B. das Flusspferd, die Girafe und den Strauss sind bestimmte Schongebiete vorgeschrieben.

Bei Nahrungsmangel einer Karawane oder in Fällen von Lebensgefahr durch Angriffe wilder Tiere ist es hingegen wieder erlaubt, auch ohne den erwähnten Jagdschein auf diese Tiere zu schießen. Das wäre nun ganz schön, wenn sich alle im deutschen Schutzgebiete herumziehenden Leute an diese Vorschriften hielten. Dies ist indessen keineswegs der Fall. Die Suaheli- und Araberkarawanen, welche den Handel vermitteln, schießen alles nieder, was ihnen in die Quere kommt, und selbst den eingeborenen Militärkolonnen ist in dieser Hinsicht nur Misstrauen zu schenken. Dass man bei Begegnung mit einem Büffel, einem Nashorn oder einem Elefanten mit Schiessen auch nicht so lange wartet, bis man ganz sicher weiss, dass das Tier einen Angriff plant, ist selbstverständlich; denn auf völliger Unkenntnis beruht die Behauptung, dass diese Bestien unangegriffen ganz harmlos seien.

Ich habe in Deutsch-Ostafrika ungefähr 800 Kilometer Jagdgebiet durchwandert und auf dieser ganzen Strecke eine einzige Militärstation angetroffen, die eventuell auf unberechtigte Jäger ihr Augenmerk richtet. Aber auch diese Station kann mit Leichtigkeit umgangen werden, ja, sie lag eigentlich nicht einmal an unserm Wege, sondern ca. 2 Tagereisen davon entfernt und wurde nur deswegen besucht, weil sie am Fusse des merkwürdigen Schneeberges Kilima-Ndscharo liegt. Kommt Elfenbein an die Küste, so ist man froh, dass von diesem Handelsartikel überhaupt nur etwas für die Zollämter abfällt; kein Mensch ist im Stande, die Her-

kunft desselben irgendwie zu kontrollieren; es kann gerade so gut Gekauftes als Selbstgeschossenes sein und kann ebensowohl aus englischen, italienischen oder belgischen Gebieten stammen, wie aus deutschen. Mit etwelchem Rechte wird oft behauptet, dass europäische Jagdexpeditionen unter dem Wilde grossen Schaden anrichten. Dieselben vermehren sich von Jahr zu Jahr, und es ist Mode geworden, dass ein vornehmer Nimrod auch einmal auf Elefanten, überhaupt auf afrikanische Jagd auszieht. Ich selbst habe schon zweimal solche Expeditionen mitgemacht, und da die Herren, die sich an denselben beteiligten, sehr gute Schützen waren, konnte ich mir ein eigenes Urteil darüber bilden, inwiefern derartige Jagdzüge dem Wildstande Schaden zufügen. Es wird bei einer solchen Reise sehr viel geschossen, und durchschnittlich bringt jede siebente Kugel ein grösseres Wild zur Strecke. Natürlicherweise jagen nur die an der Expedition teilnehmenden Sportsleute, also etwa 2—3 Mann; dagegen ist es allen übrigen Karawanenmitgliedern strenge untersagt, ein Wild zu erlegen. Nur in Fällen, wo gefährliches Grosswild in die Karawane bricht, giebt es eine allgemeine Kanonade, und wird dem Feind aus allen Feuerschlünden das todbringende Blei entgegengesandt. In guten Jagdgebieten kann allerdings ein tüchtiger Jäger eine erkleckliche Zahl von grösseren Tieren erlegen; seine Jahresbeute wird aber doch kleiner sein, als die Zahl des von einer einzigen Löwenfamilie im gleichen Zeitraume niedergerissenen Wildes. Ich will durchaus nicht als Verteidiger des Recordschiessens eintreten und bin mir wohl bewusst, dass einzelne europäische Jäger auch andere Mittel als den Pürschgang anwenden, um ihre

Beute zu vermehren, doch möchte ich besonders betonen, dass die grosse Zahl der Raubtiere in Afrika zum mindesten ebenso grossen Schaden anrichtet, als der Mensch in seiner Eigenschaft als Wilder, Händler oder Sportsmann.

Das Raubzeug zieht hier nicht nur im Schutze der Dunkelheit, sondern selbst am lichten Tag auf Beute aus; die Löwen jagen nicht nur in kleinen Familien zusammen, sondern sogar in Gesellschaften von über 20 Stück. Die Leoparden begnügen sich nicht mit kleinerem Wilde, sondern sie fallen auch die grössten Tiere an, und selbst die als feig beschriebene Hyäne sah ich Jagd auf Grosswild machen.

Die Herren der Schöpfung und die Könige der Tierwelt sind indessen nicht die einzigen, denen Verminderung des Wildbestandes zu Lasten gelegt werden darf. Täglich fordern sie zwar Tausende von Opfern; aber viel unscheinbarere Feinde, Krankheit erregende Bakterien, bedrohen das Grosswild in noch weit höherem Masse. Die Rinderpest befällt nicht nur die Herden der Viehzüchter; sondern auch wilde Horntiere und rafft in einem Jahre Legionen derselben hin. Besonders Büffel und grosse Antilopen haben unter dieser ansteckenden Krankheit arg zu leiden, und Reisende können in einem einzigen Tage oft Hunderten von Leichen solcher Tiere begegnen, die ein Opfer der Pest geworden.

Es wäre unmöglich, im engen Rahmen eines Vortrages ausführlichere Berichte über die Eigentümlichkeiten jeder Grosswildspezies abzustatten; dennoch will ich es versuchen, Ihnen von den weitverbreitetsten Arten eine kurze Beschreibung zu geben.

Von den grossen Affen sind es vornehmlich die *Paviane*, die in Afrika eine hervorragende Rolle spielen.

In den östlich vom Nil gelegenen Bergländern vertreten *Cynocephalus gelada*, *hamadryas* und *babuin* das hundsköpfige Affengeschlecht, während für den Westen des Erdteiles der hässliche Mandrill (*C. mormon*) und für die südlichsten Teile der Schweinsaffe (*C. porcarius*) charakteristisch sind.

Gelada und *Hamadryas* zeichnen sich durch ihre mächtige Mähne aus, die hinter dem Gesichte beginnend den ganzen Vorderleib übermantelt. Sie teilen ungefähr die gleichen Wohnbezirke und finden sich an allen Felswänden, wo ein üppiger Pflanzenwuchs ihren Lebensbedingungen entspricht. Besonders der *Hamadryas* unternimmt vom Hochgebirg aus gerne kleine Wanderungen in die trockenen Hügellandschaften und treibt sich hier mit Vorliebe in der Nähe reiner Quellbäche herum. Er lebt von Wurzeln, Zwiebeln, Kräutern und Früchten, nebenbei auch von Heuschrecken, Kriechtieren und kleinen Warmblütlern. Aus der Ferne möchte man eine grössere Zahl derselben eher für eine Ziegen- oder Schafherde als für eine Gesellschaft behender Affen halten. Zu Hunderten weiden sie langsam vorwärts, selten wird ein höherer Baum erstiegen und meist nur niederes Buschwerk seiner Früchte beraubt. Nur wenn eine Balgerei entsteht, nimmt das Auge leicht wahr, dass diese Herdentiere nicht zu den sanftmütigsten Naturen gehören. Bellen, Kreischen und Knurren, Steingepolter und Ohrfeigenklatsche führen schliesslich wieder zum langersehnten Frieden, und in angenehmer Abwechslung geht's so weiter bis zum letzten Abendschimmer. Dann wird auf den unzugänglichsten Felsenrampen das Nachtlager aufgesucht und

bis tief in die ersten Morgenstunden hinein der Ruhe gepflegt.

Der *Babuin* unterscheidet sich auf den ersten Blick von seinen Vettern; denn wie dem südafrikanischen Schweinsaffen fehlt ihm der charakteristische Mantelschmuck. Auch er ist in den ostafrikanischen Bergländern weit verbreitet und hat von hier aus seine Wohnbezirke bis in das Innerste des Kontinentes versetzt.

Den *Mandrill* kenne ich leider nicht aus eigener Beobachtung; er bewohnt das westliche Afrika und dürfte im allgemeinen ein ähnliches Leben führen, wie seine ostwärts wohnenden Verwandten und der in dieser Hinsicht von ihnen sich auch nur wenig unterscheidende *Schweinsaffe*.

Die grossen Raubtiere sind in Afrika durch viele Arten vertreten; in erster Linie durch die Löwen, Leoparden und Geparden; in zweiter Linie durch Hyänen und ihnen verwandte Geschöpfe, drittens endlich durch kleinere Hundarten.

Wie ich Ihnen in meinem Reisebericht über die Schöller'sche Expedition andeutete, habe ich mit *Löwen* schon manche Begegnung gehabt und müsste denselben, wenn ich nur nach meinen eigenen Erfahrungen urteilen wollte, im sittlichen Betragen gegenüber dem Menschen ein sehr gutes Zeugnis ausstellen. Von glaubwürdigen Zeugen ist mir aber wiederum berichtet worden, dass die Tiere denn doch nicht so harmlos sind, wie sie sich mir gegenüber benommen haben. Ein Engländer, der die Erstellung der Ochsenwagenstrasse Mombassa-Victoria-Niansa übernommen hatte, erzählte mir, dass eine Löwin am hellen Tag in sein Lager schlich und eben sich an-

schickte, einen mit Zeltaufschlagen beschäftigten Soldaten zu überfallen, als sie noch rechtzeitig beobachtet und niedergeschossen werden konnte. Dem gleichen Beamten ist ein Inder über eine 2 Meter hohe Pallisadenverschanzung hinweggeholt worden. Uns selbst wurde ein Träger in seinem Zelt überfallen, und einem englischen Offizier, dem wir auf dem Rückmarsche zur Küste begegneten, wurde durch einen verwundeten Löwen der Oberschenkel völlig zerfleischt. Nachrichten über Begegnungen mit Löwen gelangen meist nur dann nach Europa, wenn sie für den Menschen von einem mehr oder minder schlimmen Ausgange waren. Will man über den König der Tiere ein richtiges Urteil sich bilden, so muss man aber alles, auch das, was nicht zu Gunsten seines Mutes spricht, in Erwägung ziehen. Auf meinen Reisen habe ich so vieles über Begegnungen mit Löwen gehört und selbst so zahlreiche Erfahrungen gesammelt, dass ich wohl nicht fehl gehe, wenn ich ihm jene furchtbare Gefährlichkeit, die ihm nachgesagt wird, im allgemeinen abspreche. Ich habe schon verwundete und unverwundete Löwen vor mir gehabt, sie einzeln und einmal sogar in Gesellschaft von sieben Stück verfolgt, aber niemals von Seite dieser Tiere einen Angriff auf meine Person erlebt. — Einst schlenderte ich, von einem jungen Suahelineger begleitet, in der Nähe des Lagers herum, das Buschwerk nach Rindenflechten absuchend. Ich hatte weiter nichts bei mir als ein Rasiermesser, mit dem ich die Schmarotzerpflanzen von ihrem Wirte loslöste. Lange schon hatte ich an einem grossen dunkeln Busche herumgeschnitten, und der Boy stand hinter mir, um die gesammelten Flechten in einer Biscuitbüchse unterzubringen. Auch er trug keine Waffe bei sich; wir waren somit voll-

kommen wehrlos. Plötzlich hörten wir Zweige krachen, und ich fragte den Neger, woher das Geräusch wohl stamme. „Das ist einer unserer Träger, der hier Holz sucht“, war die beruhigende Antwort, so dass ich dem Vorfalle keine weitere Beachtung mehr schenkte. Als ich am gleichen Busch einige Schritte weiter vorn eben wieder ein flechtenbehangenes Zweiglein abschneiden wollte, setzte, kaum 2 Meter vor mir, in weitem Sprung ein mächtiger Löwe aus dem Gestrüpp und verschwand, ohne sich weiter nach uns umzusehen, im nächsten Dickichte. Meine Ueberraschung war gross, und ich muss gestehen, dass ich etwas aufgeregt den Rückweg zum Lager beschleunigte. Das Tier hätte uns mit grösster Leichtigkeit überfallen können; denn es hatte Zeit, über die Situation sich klar zu werden. Trotz dessen zog es vor, die Flucht zu ergreifen; das war entschieden kein mutiger Löwe.

Einst schoss ich ein Nashorn und schickte den einen der beiden Diener, die ich bei mir hatte, ins Lager, um den Photographieapparat zu holen. Inzwischen legte ich mich in den Schatten eines Busches und rauchte mein Pfeifchen. Es mochten kaum 10 Minuten nach Erlegung des Dickhäuters verflossen sein, als schon die ersten Geier und Marabustörche auf dem Kadaver sich niederliessen. Damit dieser vor der photographischen Aufnahme durch die Vögel nicht beschmutzt werde, schickte ich den zurückgebliebenen Diener hin, um das hungrige Gesindel zu vertreiben. Dieser hatte den Befehl ausgeführt und war eben wieder auf dem Rückwege zu mir, als ich in ganz geringer Entfernung eine riesige Löwin schnurgerade nach dem erlegten Nashorne hin laufen sah. Ich rief dem Diener zu, auf der Hut zu sein, und machte mich so schnell als möglich schussfertig. Der Löwe

sah uns, stutzte einen Augenblick, marschierte dann aber ruhig seines Weges weiter. Beim Kadaver des Nashornes liess er sich nach Hundart nieder und legte auch nicht die geringste Scheu vor uns an den Tag. So blieb er in einer Entfernung von 400 Schritten wohl eine halbe Stunde lang liegen, bis inzwischen ca. 40 Mann aus unserm Lager anlangten, die das Fleisch des erbeuteten Tieres holen wollten. Der Löwe gewahrte auch diese Leute, verliess indessen erst dann seinen Platz, als ich mich ihm auf ungefähr 200 Schritte genähert hatte. Jetzt drückte er sich für einige Minuten hinter den Kadaver, erschien dann aber plötzlich wieder frei vor mir dastehend und mich scharf im Auge haltend auf der andern Seite des Nashornes. Nun legte ich die Büchse an und schoss. Der Löwe duckte sich, machte mit dem Schweif eine langsame Seitenbewegung, und ein weisses Wölklein hinten im freien Felde deutete mir an, dass der Schuss über den Kopf des Tieres hinweggegangen sein musste. In der Ueberzeugung, dass dieses nun ausreissen oder in raschen Sprüngen auf mich losstürzen werde, schob ich rasch eine Ersatzpatrone in die Büchse, zielte und feuerte die zweite Kugel ab. Der Löwe blieb diesmal bewegungslos stehen; aber ein rotes Blutband auf der rechten Vorderbrustseite zeigte an, dass er lebensgefährlich getroffen war. Ich wartete einige Augenblicke darauf, dass der Gegner zusammenbrechen sollte; statt dessen machte dieser plötzlich „rechts-umkehrt“ und ergriff hinkend die Flucht. Ich lief ihm nach, durfte mich ihm jedoch nie zu sehr nähern, da ich nur noch 3 Patronen zur Verfügung hatte. Von Zeit zu Zeit legte sich das verwundete Tier nieder, immer aber an Stellen, wo der Graswuchs etwas dichter war,

so dass ich nie einen sichern Schuss anbringen konnte. Nach 1 $\frac{1}{2}$ stündiger Verfolgung, während welcher ich dem Löwen eine zweite Schusswunde beigebracht hatte, zwang mich endlich die eintretende Dämmerung zur Rückkehr ins Lager, und ich musste das Tier seinem Schicksale überlassen, ohne es als Beute mitbringen zu können.

Ein anderes Mal schoss ich mit Dr. Schöller zusammen auf drei vor uns aufgehende Löwen. Die Kugeln, welche in nächster Nähe der Tiere auf dem harten Felsboden abprallten und zweimal das richtige Ziel nicht verfehlten, erregten bei den stattlichen Tieren nur ein lautes Knurren und ein heftiges Peitschen mit ihren Schweifen; eine Miene zum Angriffe machte indessen keiner unserer Gegner.

Wie bereits bemerkt, bin ich einmal sogar auf eine 7 Köpfe starke Löwengesellschaft gestossen. Sie räumte mir in respektvoller Entfernung das Feld und liess mich nie so weit auf Schussdistanz herankommen, dass es mir vergönnt gewesen wäre, eines der Tiere zu erlegen.

Die *Leoparden* sind meiner Ansicht nach viel mutiger als die Löwen und daher von den Eingeborenen mit Recht viel gefürchteter als diese. Ich kenne einen Fall, wo ein Leopard drei bewaffnete Beduinen zur Kampf-unfähigkeit zerfleischt hat, und von ihrer Wildheit bekommt man den richtigen Begriff, wenn man sie in Tellereisen gefangen sieht. Sie stürmen alsdann blindlings auf alles los, was zu erreichen ist, klettern mit den schweren Fallen sogar auf Bäume, stürzen sich in Abgründe und zerfetzen mit dem starken Gebiss ihre eingeklemmten Prätzen auf die furchtbarste Weise. Während der Löwe mehr in menschenarme Gegenden sich zurück-

zieht, findet man die Leoparden auch in nächster Umgebung der Dörfer. Sie schleichen sich in Ställe und Zelte, statten in kleinern Beduinenlagern am hellen Tag ihre Besuche ab und reissen nicht nur weidende Schafe und Ziegen, sondern selbst gesattelte Kamele nieder. Mir selbst wurde von einem solchen Räuber in der Mittagsstunde ein Reittier überfallen, und ein anderer holte uns einen arabischen Jagdhund vor den Augen weg.

Viel seltener als die Leoparden treffen wir in Afrika den *Gepard*, ein Mittelding zwischen Katzen- und Hundegeschlecht. Kopf und Schwanz, Gebiss und Fell erinnern noch sehr an die Katzen, während die hohen Beine mit den abgenutzten Krallen und die Gutmütigkeit im Benehmen wiederum sehr auf verwandtschaftliche Beziehung zu Hunden hindeuten. Der Gepard ist ein Bewohner der buschreichen Steppe; er verbreitet sich von der Kolonie Erythräa durch Danakil- und Somaliland bis nach Ukamba hinunter und von der Ostküste des afrikanischen Kontinentes westlich bis in die Steppen des ägyptischen Sudan hinein. Er jagt mit Vorliebe auf Antilopen, ist dem Menschen aber ganz ungefährlich.

Wohl kein Raubtier ist in Afrika so zahlreich vertreten, wie die *Hyänen*, im Norden die gestreifte, auch in Asien vorkommende Art, und weiter südlich die gefleckte, der sich im Kaplande noch die Schabrakenhyäne zugesellt. Wenn der Reisende sein Lager aufgeschlagen hat, und die ersten Bivouakfeuer zur Abendmahlzeit angefacht sind, ertönt plötzlich das Mark und Bein durchdringende Geheul dieser unabweisbaren Besucher. Besonders die *gefleckte Hyäne* ist in ihrem Verbreitungsgebiet ein so ständiger Gast, dass es einem geradezu auffällt, wenn

bei hereinbrechender Dunkelheit ihr langgezogenes Jammergeheul nicht zu vernehmen ist. Mit grösster Dreistigkeit dringt sie nicht nur in den Rayon der Wachtfeuer, sondern selbst in Zelte ein und stiehlt hier, was nur zu erhaschen ist. Im nördlichen Abessynien, wo ich im Schlafzelt oft die Felle erbeuteten Wildes hängen hatte, liessen mir diese zudringlichen Räuber die ganze Nacht keine Ruhe, und ich musste sie durch Rufen und Klopfen an die Zeltwände von weitem Freundschaftsbezeugungen abhalten. Vereinzelt kampierende, wehrlose Leute werden von der gefleckten Hyäne nicht selten angegriffen und aufgefressen. Ich habe öfters beobachtet, dass sie sich nicht mit Aufsuchen von Aas begnügt, sondern ganz regelrecht und dazu noch in Gesellschaft auf Wild jagt. Sie überfällt Tigerpferde, Antilopen und Strausse und hat diese mit ihrem starken Zahnwerk im Nu in Stücke zerrissen. Die *gestreifte Hyäne* ist in dieser Beziehung weniger gefährlich; denn sie ist nicht nur in ihren Bewegungen viel langsamer, sondern auch viel schwächer gebaut als ihre südliche Verwandte. Hie und da macht sie sich zwar auch noch über einen gutmütigen Esel oder ein unerfahrenes Kameljunge her, grössern Schaden richtet sie indessen nicht an, und lieber läuft sie stundenweit durch ihr Wohngebiet, um irgendwo eine verwesende Leiche zu finden, als dass sie in die Niederlassungen von Menschen sich wagte.

Auch die *Schabrakenhyäne* lebt vornehmlich von Aas; sie läuft den Strand ab und begnügt sich mit den vom Meer ausgeworfenen Fischen und Krebsen.

Neben den echten Hyänen beherbergt Afrika noch zwei Uebergangsformen: den *Hyänenhund*, welcher das

Uebergangsglied zu den Hunden bildet, und die *Zibethhyäne*, welche jenen urweltlichen Formen sich nähert, die mit den Schleichkatzen oder Viverren in engstem Zusammenhange stehen.

Der Hyänenhund scheint über den ganzen südlichen Teil von Afrika verbreitet zu sein und wurde selbst schon in der nubischen Wüste beobachtet. Ich habe dieses in grossen Rudeln auf Steppenwild Jagd machende Raubtier nie zu Gesichte bekommen, ebensowenig als die Zibethhyäne, welche ungefähr die gleichen Gegenden bewohnt.

Die Familie der Hunde bietet dem afrikanischen Jäger wenig Interesse. *Schakale* und *Füchse* sind zwar über den ganzen Kontinent verbreitet; sie werden ihrer Kleinheit halber aber nur en passant geschossen und gehören infolgedessen nicht zu dem wertvolleren Jagdwilde.

Anders verhält es sich mit der artenreichen Familie der *Horntiere*, die dem afrikanischen Waidmanne, wenn nicht die vornehmste, so doch die reichste Beute liefert.

Obenan steht der *Kafferbüffel*, der überall da sich findet, wo grosse Sumpfgebiete mit dichtem Wald und Busch sich ausdehnen. Wie bereits angedeutet, ist seine Zahl im Süden des Erdteiles durch den Menschen, anderorts durch die Pest stark mitgenommen worden, und der Jäger muss schon die berüchtigtsten Fiebergegenden betreten, wenn er diesem Tiere mit Bestimmtheit begegnen will. In Britisch- und Deutsch-Ost-Afrika sieht der Reisende zwar Hunderte von Büffelschädeln am Wege liegen; die Tiere selbst aber wird er nur selten zu Gesichte bekommen. Sie leben in kleinen Herden und

lassen sich verhältnismässig leicht jagen. Der Jäger muss aber ein guter Schütze sein; denn wenn er das Tier nur verwundet, kann er auf einen sehr lebensgefährlichen Angriff sich gefasst machen. Der Büffel wendet sich nicht eher von seinem Opfer ab, bis dieses von Stichen durchbohrt und zur unkenntlichen Masse zerstampft ist. Er verfolgt seinen Feind mit feiner Nase und scharfem Auge, und nie kann die Flucht ins Ferne, sondern nur ein Baum den Verfolgten vor den wütenden Angriffen des Tieres retten. Auch hier noch wird jener oft stundenlang belagert und endlich nur gerettet, wenn die wohlgezielte Kugel eines Freundes dem böartigen Verfolger im Gehirne sitzt. Kopfschüsse sind dem Kafferbüffel indessen schwer beizubringen; denn das an der Wurzel sehr verbreiterte Gehörn schützt den Schädel vor gefährlichen Verletzungen, und auch Blattschüsse haben nur dann einen sichern Erfolg, wenn sie aus geringer Entfernung und mit kräftiger Pulverladung abgefeuert wurden. Der wilde afrikanische Büffel hat mit dem zahmen Büffel von Unter-Ägypten nichts zu thun; dieser letztere stammt aus Asien und ist das gleiche Tier wie jene Species, welche in Italien, Ungarn und auf der Balkanhalbinsel eingeführt wurde.

Nächst dem Büffel ist die *Elenantilope* das grösste jagdbare Horntier Afrikas. Sie erreicht eine Länge von über 3 und eine Widerristhöhe von 2 Meter. Ihr ist dasselbe Schicksal wie dem Büffel widerfahren, und in Gegenden, wo diese Riesenantilope vor Jahrzehnten noch in grösseren Rudeln weidete, findet man sie heute entweder bloss noch in kleinen Trupps, oder selbst gar nicht mehr.

An Grösse ihr wenig nachstehend ist die *Kuduantilope* mit ihrem prachtvollen, schraubenförmig gewundenen

Gehörn. Sie findet sich vom Kap bis zum Atbara überall da, wo bewaldete Hügelzüge sich hinziehen.

Ein ähnliches, doch weniger gedrehtes Gehörn trägt die *Mendesantilope*, eine Bewohnerin der ostafrikanischen Steppen.

Gleichsam ein Mittelding zwischen Büffel, Pferd und Antilope tritt uns in dem sonderbar gebauten und ebenso eigenartig sich benehmenden *Gnu* entgegen. Seine Aufenthaltsorte sind die weiten Grasebenen vom Äquator südwärts bis gegen die Kapkolonie hinunter. Es ist ein drolliges Vieh, sieht sehr gefährlich aus, ist aber nichts weniger als böartig. Wie ein festgebanntes Gespenst steht die dunkle Gestalt dieser Antilope oft mitten in der gelben Sawanne, den schmalen Kopf gegen uns gekehrt, die Lauscher weit ausgestreckt, nur mit dem langhaarigen Rossschweife hie und da eine Bewegung ver ratend. Hoffnungsvoll nähert sich ihr der Jäger; plötzlich aber macht das Wild einen jähen Satz, richtet nach Büffelart den grossen Kopf nach unten und geht in scharfem Galoppe kilometerweit ab. Sind die Gnus zu Herden vereinigt, so lassen sie sich leichter beschleichen, und ein Kopf- oder guter Blattschuss bringt sie sicher zu Fall. Sie liefern ein gutes Fleisch, das in den dürren Grassteppen, wo grösseres Wild so wie so nicht häufig erlegt wird, für eine Karawane von doppelt hohem Werte ist.

Andere grosse Antilopenformen Afrikas sind unter dem Namen *Kuhantilopen* bekannt. Sie variieren stark in Färbung und Gehörn; infolgedessen unterscheiden die Systematiker zahlreiche Species und Varietäten dieser im allgemeinen sehr charakteristisch gebauten Zweihufer. Es sind etwas plump gebaute Tiere mit abschüssigem

Rücken, langem, stark verschmälertem Kopf und eng nebeneinander auf der Stirnleiste stehenden, doppelt gebogenen Hörnern. Im äquatorialen Afrika sind die Kuhantilopen noch in grossen Herden verbreitet, und von da finden sie sich in kleineren Rudeln bis nach Nubien und Algerien hinein. In Südafrika waren sie einst ebenso häufig, werden aber durch die Feuerwaffen allmählig ausgerottet.

In kleineren Gesellschaften, aber auch über den grössten Teil des Kontinentes verbreitet, trifft man die *Pferdantilopen*, die ihrer starken Hals- und Nackenmähne wegen diesen Namen führen, im Äussern dagegen manche Ähnlichkeit mit unserer Gemse haben. Ihre Aufenthaltsorte sind Berggegenden mit lichtem Buschwerk und grünen Wiesen, wo man sie ihrer Wachsamkeit wegen nur äusserst schwer beschleichen kann.

Ächte Steppentiere sind die *Säbelantilopen* mit ihren pfriemenförmig verlängerten, geraden oder doch nur sehr wenig gebogenen Hörnern. Zwei Arten bewohnen die nördlich vom Äquator liegenden Steppen, die dritte hingegen ist Südafrika eigen. Sie sind sehr scheu und kommen dem Jäger nur selten zu Schuss; dennoch findet man ihre Gehörne in allen Sammlungen, und es scheinen hauptsächlich die Somali diesen Tieren mit Vorliebe nachzustellen.

Zum Schlusse sei als letzte grosse Antilopenart der *Wasserbock* erwähnt. Er erinnert in Form und Bewegung sehr an unsere Hirsche und findet sich von Südafrika auf der Osthälfte des Kontinentes bis über den Äquator hinaus überall da, wo Busch und Schilf kleine Seen und Flüsse bordieren. Hier lebt er in grössern Rudeln, ist wenig scheu und wird leicht eine Beute des

Jägers, der ihn nur seines elegant geformten, grossen Gehörnes oder des Felles wegen zur Strecke bringt, nie aber des Fleisches wegen, dem ein so penetranter Geruch anhaftet, dass es ganz ungeniessbar ist. So gefahrlos die Antilopen im allgemeinen sich auch niederschliessen lassen, so hat gerade ein Wasserbock mir einmal bewiesen, dass eventuell auch sie das Leben des Menschen ernstlich bedrohen können. Es war in der wildreichen Bagadsi-Ebene, wo in einer Distanz von circa 100 Schritt ein grosser vereinsamter Wasserbock vor mir weidete. Ich nahm denselben auf's Korn, schoss und sah ihn seitwärts ruhig abgehen. Nun wollte ich ihm den Weg abschneiden und aus geringerer Entfernung zum Schusse kommen. Kaum hatte mich aber das flüchtende Wild beobachtet, so wendete es sich unter tiefem Gebrülle gegen mich, den Kopf gesenkt und die fast meterlangen Hörner wagrecht nach mir gerichtet. Nur noch wenige Schritte Distanz trennten uns, als ich den zweiten Lauf meiner Büchse abfeuerte, durch einen Genickschuss das wütende Tier zu Fall brachte und so mein Leben rettete. Wie ich das Tier dann betrachtete, machte ich die Bemerkung, dass auch der erste Schuss gesessen hatte, sogar im Blatt eingedrungen war; das Wild hatte mich also schwer verwundet angenommen, und wenn es mich aufgespiesst, so wären unsere Leichen jedenfalls ganz nahe beieinander aufgefunden worden. — Afrika ist an Antilopen zu artenreich, als dass ich Ihnen auch noch über die kleineren Vertreter dieser Unterfamilie der Horntiere berichten wollte.

Auch *Schafe* und *Ziegen* haben hier ihre Repräsentanten, erstere in dem afrikanischen *Mähnenschafe*, letztere im *Steinbocke*. Diese beiden Tiere haben das nämliche Wohngebiet,

die Felsenwüste zwischen Nil und Rotem Meer. Wo die Erosion das Terrain noch wenig verändert und weite Hochebenen sich ausdehnen, da treffen wir das Mähnschaf, während an Oertlichkeiten, wo tiefe Schluchten in das Gebirge sich eingeschnitten und hohe Felsgräte gegen den Himmel streben, der Steinbock sich eingebürgert hat. Mähnschaf und Steinbock leben in kleinen Rudeln und können im Hochsommer an den Tränkeplätzen mit grosser Leichtigkeit geschossen werden. Ihre Jagd ist nur deshalb beschwerlich, weil dann in jenen Gegenden eine wahre Höllenhitze herrscht und der Jäger, weit abgeschlossen von jeglicher Kultur, den bescheidenen Lebensansprüchen eines Beduinen sich unterziehen muss. Das spärliche Trinkwasser ist meist salzig oder in hohem Grade durch Tiere verunreinigt, als Nahrung dienen ein schlechtgebackener Brotkuchen und eine Dattelwurst; am Tage plagen uns die zudringlichen Fliegen, während der Nacht sind wir durch Skorpione und Giftschlangen bedroht. — Das Mähnschaf, seltener als der Steinbock, kommt niemals in jenen grossen Rudeln vor wie dieser. Ich habe es auf den Bergen der südlichen Gallala öfters beobachtet, immer nur in Gesellschaften von 3—4 Stück. Den Steinbock hingegen habe ich schon in Herden von 30 und 40 Stück angetroffen. Im Monat August begegnet man oft alten, allein umherirrenden Böcken, die, vom Liebestraum ergriffen, nicht selten grösste Dreistigkeit an den Tag legen. Ein solcher Bock erschien einst in der Mittagsstunde vor meinem Zelte, sah mich in demselben aufstehen, Munition suchen und das Gewehr ergreifen; dennoch liess er sich auf kaum 3 Meter Distanz von mir niederschliessen.

Eine ganz merkwürdige, mit keiner der jetzt lebenden

Tierformen näher verwandte Wildart ist die *Girafe*, welche die Tropengebiete des östlichen Afrika bewohnt. Sie kommt in mehreren Varietäten vor, die sich durch ihre Färbung unterscheiden. Gerade durch ihren höchst eigentümlichen, fast unnatürlichen Habitus ist sie uns so bekannt, dass ich von ihrer Beschreibung füglich Umgang nehmen kann. Die Girafe ist lange nicht so selten, wie man sich in Europa oft vorstellt. Schon in der Kolonie Erythräa, an der Grenze des Bariagebietes, von wo gegen Kassala hin eine weite Steppe sich ausdehnt, kommt sie in kleinen Rudeln vor, die namentlich während der Regenzeit zahlreichen Zuzug aus Süden zu erhalten scheinen. Im Somaliland ist sie überall heimisch, dringt westlich bis zum Grabenthale vor und geht in Deutsch-Ost-Afrika, bei Saadani z. B., selbst bis zum Meeresstrande. In Südafrika reicht ihr Verbreitungsgebiet bis nach Transvaal hinunter. Sie liebt ausge dehnte, mit Akazien bestandene Ebenen. Auch am Fusse von Gebirgsstöcken und in bewaldetem Hügel land treibt sie sich umher; dagegen scheinen bedeutendere Terrainerhebungen ihrer Verbreitung ein unbedingtes Hindernis entgegenzustellen; so fand ich sie über der westlichen, relativ niedrigen Grabenwand schon nicht mehr, während sie im Graben selbst ein sehr häufig vorkommendes Wild war. Am sonderbarsten macht sich eine Girafenherde in der dürren Savanne. Mit steifen, in schiefer Richtung ausgestreckten Hälsen gewahren wir diese Tiere im Gänsemarsch und gleichsam auf Stelzbeinen am entfernten Horizont. Wo ein Akazienhain das monotone Bild der gelben Grassteppe unterbricht, da macht die geisterhafte Gruppe Halt und nascht an den Kronzweigen der Bäume. An solchen

Orten ist die Girafe nur schwer zu beschleichen; denn sie übersieht dank ihrer Höhe die ganze Umgebung und schickt sich sofort zur Flucht an, wenn eine verdächtige Form im Grase sich bewegt. Scheinbar langsam vorwärts schreitend, kommt sie auch dem besten Fussgänger recht bald aus dem Gesicht, und nur ein gutes Pferd könnte es vielleicht mit ihr im Laufen aufnehmen. Gewöhnlich sind aber da, wo Girafen sich finden, Pferde nur sehr schwer hinzubringen; denn entweder verdursten sie, oder der Stich der Tsetsefliege bringt sie um's Leben. Anders im Buschwalde, wo der Jäger mit Leichtigkeit die nötige Deckung findet, um dem Wild auf geringe Entfernung sich zu nähern. Der Kopf ist so zart gebaut, dass Rehposten hier tödliche Wirkung haben, während Kugelschüsse aufs Blatt nur in sehr seltenen Fällen das Tier im Feuer enden lassen. Der Schädel weist eine ähnliche schwammige Knochenstruktur auf wie bei den Vögeln, und man sollte glauben, dass Girafen bei der Flucht durch baumreiches Terrain sich leicht den Schädel einrennen; jedenfalls ist es wunderbar, dass sie sich mit sicher geführten Kopfschlägen zu verteidigen wissen, ohne sich selbst Schaden anzutun. Angeschossen scheinen die Girafen sehr leicht ihre Geistesgegenwart zu verlieren; wenigstens steuerte eines dieser Tiere einst direkt auf unsere Karawane los und musste durch Zurufen und Geberden dem Jäger, der es bereits verwundet hatte, wieder in richtige Schusslinie gebracht werden.

Wo Girafen sich finden, da treffen wir gewöhnlich auch *Tigerpferde*, in Berggegenden das bekannte Zebra und in ebenem Steppengebiet eine von ihm sich hauptsächlich in der Färbung unterscheidende Varietät (E. Bur-

chellii mit ungestreiften Beinen). Die Schnelligkeit und ihr wachsames Auge haben die Tigerpferde bis heutigen Tages in grossen, oft viele Hundert Köpfe zählenden Herden erhalten. Selten nur trifft man sie in kleinen Trupps, sondern meist 500—1500 Stück beieinander. Aus der Ferne sehen solche Herden wie langgestreckte graue Mauern aus, und erst wenn der Jäger sich ihnen auf Schussweite genähert, erkennt er die dunkle Tigerzeichnung auf den hellen Fellen dieser Wildpferde. Haben die wachhaltenden Tiere einen Feind entdeckt, so stossen sie fuchsgebellenähnliche Warnrufe aus; die lange Reihe rottet sich zu einem dichten Haufen zusammen, und plötzlich setzt sich die ganze Herde in Bewegung. Die Leittiere gehen im Schritt voran, äugen nach dem Feind, und wenn dieser sie verfolgt, so wird ein scharfer Trab, im Notfall auch ein rasender Galopp angeschlagen. Fühlen die Tiere sich sicher, so grasen sie langsam in einer bestimmten Richtung vorwärts, liebkosen sich, schlagen gelegentlich aber auch recht unsanft mit den Hufen oder beißen sich in den Nacken. In Deutsch-Ost-Afrika werden im Oktober die Fohlen geboren, welche eine etwas lichtere Färbung als ihre Alten aufweisen und recht anmutige, hübsche Geschöpfe sind. Man hat schon längst Versuche gemacht, die Tigerpferde zu zähmen und, hinter Pferde oder Esel gespannt, zum Ziehen zu verwenden. Besonders bei der im südlichen Afrika lebenden Art, dem sog. Quagga, geschah dies mit Erfolg; die übrigen Arten aber scheinen solchen Versuchen immer noch Schwierigkeiten in den Weg zu setzen. Wie ich in einem früheren Vortrag angedeutet, wurde auch in Deutsch-Ost-Afrika ein diesbezügliches Unternehmen gegründet, das jedoch bis zur Zeit noch keinerlei Resultate geliefert hat.

Der nächste Verwandte der Tigerpferde, der afrikanische *Wildesel* bewohnt die Steppen zwischen Nil und Rotem Meer und ist zweifelsohne der Stammvater unseres bekannten Langohr. In der Freiheit hat er natürlich Temperament bewahrt und ist geradezu ein schlaues, nur schwer zu überlistendes Tier. Die Nubierstämme der Barka- und Atbaraländer fangen ihn nicht selten ein und domestizieren ihn zum brauchbaren Lasttiere.

Ich will Ihnen nun noch einiges über die afrikanischen Dickhäuter berichten.

Der wichtigste ist der *Elefant*; denn er kommt nicht nur in zahlreichen Rudeln vor, sondern er ist auch der grösste und wird seiner wertvollen Stosszähne wegen am meisten gejagt. Früher scheint er über den ganzen Kontinent, wo Laubbäume sich finden, verbreitet gewesen zu sein, heute aber hat er ein kleineres Heimatgebiet; nur im walddreichen Westen und im centralafrikanischen Seengebiete kommt er noch in grossen, zahlreichen Herden vor. In Abessinien und dem übrigen Ostafrika ist er zwar immer noch häufig; doch ist die Jagd hier nicht mehr so gewinnbringend wie ehemals; denn alte Männchen mit schönen, grossen Zähnen können hier schon gezählt werden. Die primitivste Elefantenjagd betreiben die Eingeborenen durch Errichten von tiefen Fallgruben. Dieselben werden nur an bestimmten Oertlichkeiten erstellt, wo die dem Wandertriebe sehr unterworfenen Dickhäuter zu gewissen Zeiten durchzukommen pflegen. Die Gruben sind mehrere Meter tief, ca. $1\frac{1}{2}$ Meter breit und verengern sich keilförmig nach unten. In der Mitte lässt man einen ungefähr 2 Meter hohen und $\frac{1}{2}$ Meter dicken Querpfeiler stehen, der aber für schwerere Tiere keinen

Halt bietet, da er in seiner Höhenachse durch eine Luke unterbrochen ist, deren obere Brücke sofort einstürzt, wenn das Tier auf sie zu liegen kommt. Das aus den Gruben gehobene Erdreich wird in einiger Entfernung von denselben im Dickicht verborgen und die Grube selbst durch darüber gelegte Zweige und Gras so unsichtbar gemacht, dass sogar Menschen und Jagdhunde sie kaum bemerken und sehr leicht in sie stürzen können. Die in jene geratenen Dickhäuter klemmen sich durch ihr Eigengewicht seitwärts so fest ein, dass sie schon nach kurzer Zeit ersticken.

Nicht selten werden den Elefanten auch Selbstschüsse gelegt. Man verwendet dazu grosse, vergiftete und mit einem Steine beschwerte Pfeile, die an einem Baumaste hängen und beim Passieren eines Elefanten durch eine Stellvorrichtung ausgelöst werden.

Eine sehr mühsame und äusserst lebensgefährliche Jagdmethode der Eingeborenen besteht darin, dass sie im tiefen Gras an die Tiere heranschleichen und diesen durch Schwerthiebe die Achillessehnen durchschneiden. Gleichzeitig sprengen Reiter in die aufgeschreckte Herde hinein, durch Lanzenstiche die Aufmerksamkeit der Tiere auf sich lenkend, um so den im Grase dahinkriechenden Kameraden die Möglichkeit zu weiteren geschickten Schwertstreichen zu geben.

Die gefährlichsten Elefantenjäger sind aber jene mit Feuerwaffen ausgerüsteten Leute, die in kleinen Karawanen den ganzen Erdteil durchkreuzen und so lange der Heimat fern bleiben, bis sie und die nebenbei von ihnen geraubten Sklaven schwer mit Elfenbein beladen den Rückweg antreten können. Es finden sich auch sehr mutige Jäger unter diesen Leuten; denn

wenn man ihre Donnerbüchsen und die dazu gehörenden Eisenkugeln betrachtet, so weiss man nicht recht, was eigentlich gefährlicher ist, eine solche Flinte abzufeuern oder einen Elefanten vor sich zu haben.

Wenn Europäer auf die Elefantenjagd ziehen, so bedienen sie sich in der Jetztzeit meist der grosskalibrigen Paradoxgewehre oder dann der kleinkalibrigen Mantelgeschosse. Ich würde den ersteren den Vorzug geben; doch muss man dabei abwarten, bis sich der Elefant in geringer Schussdistanz befindet; denn die Treffsicherheit dieser schweren Kugeln ist schon bei 150 Meter keine grosse mehr. Ich kenne einen Jäger, der kaltblütig genug ist, die Elefanten immer auf einige Meter Distanz zu sich herankommen zu lassen und erst dann den sichern Schuss zu thun, wenn Leben und Tod an einem Härchen hängen.

Ich erzählte Ihnen, dass Afrika jährlich für 15—20 Millionen Franken Elfenbein exportiert. Um diese Summe zu erreichen, sollten etwa 50,000 Elefanten erlegt werden. Ein grosser Teil des Elfenbeins ist indessen sog. „totes“, d. h. solches, das, aus früheren Zeiten herstammend, im Boden aufgefunden wurde. In Ost-Afrika, obschon ich hier schon Tausende von Meilen Weges zurückgelegt, ist mir noch nie ein Zahn zum Kauf angeboten worden. Elfenbeinkarawanen habe ich vornehmlich am Victoria-see auf englischem Gebiet angetroffen; sie kamen aus der Gegend des Albert Nyanza und führten teilweise mächtige Zähne mit sich. In Kawironda traf ich eine Karawane, welche, obgleich sie ein volles halbes Jahr lang die Ostküste des Victoriasees nach Elfenbein abgesehen, nur einige ganz schlechte Zähne mit sich brachte. Eine andere Karawane kam aus den südlichen Gallaländern, hatte aber auch keine besseren Resultate zu ver-

zeichnen. Die Eingeborenen pflegen das von ihnen erbeutete Elfenbein zu vergraben und darüber Feuer anzuzünden, damit nicht andere die Spur dieses Schatzes finden. Kommt dann gelegentlich einmal eine Suaheli- oder Araberkarawane vorbei, so wird jenes ausgegraben und dieser zum Kauf angeboten. In Gegenden, wo die Eingeborenen solches Elfenbein in Vorrat besitzen, kann ein sehr ertragreicher Handel insceniert werden; denn die Inlandbewohner schlagen dasselbe noch gegen ganz geringwertige Tauschartikel los. Das meiste Elfenbein gelangt über die Westküste in europäische Hände; hier bieten nämlich die breiten Wasserstrassen, die bis in das Innerste des Kontinentes führen, eine nicht zu unterschätzende Transporterleichterung. Gestützt auf die Tatsache, dass schon die alten Römer den afrikanischen Elefanten zur Arbeit eingewöhnten, wurde während der letzten Jahre die Frage in Erwägung gezogen, ob in dieser Hinsicht nicht wieder Versuche anzustellen seien. Vornehmlich ist es ein Verdienst des zu früh verstorbenen Reisenden Ehlers, dass er diese Frage neuerdings in Anregung brachte. Graf Götzen hat daraufhin zunächst einen Versuch mit Einführung indischer Elefanten gemacht, ist aber zu keinem günstigen Resultate gelangt, da den mit der Behandlung dieser Tiere allein vertrauten Indern der gute Willen zur Ausführung des Planes fehlte. Würden die Afrikaner von der Dressur und Behandlung des Elefanten irgend etwas verstehen, so läge es wohl ausser Zweifel, dass Zähmungsversuche gelingen müssten, und dass in kurzer Zeit der afrikanische Elefant nicht nur durch sein Elfenbein, sondern auch als Lasttier dem Menschen nützlich sein könnte.

Fast ebenso häufig wie der Elefant, nur nicht in

Herden lebend, ist das *Rhinozeros* oder *Nashorn*, welches sich von seinen indischen Verwandten durch das Vorhandensein von zwei, hintereinander sitzenden Hörnern unterscheidet. Man stösst überall auf diesen gefürchteten Dickhäuter, in der sumpfigen Ebene sowohl, als in der dünnen Steppe, in Niederungen wie auf hohen Berggipfeln. Er äst mit Vorliebe im staubigen Solanumgestrüpp, aber auch im grünen Buschwerk und auf saftigen Weideplätzen. Am Tage legt sich das plumpe Geschöpf an schattigen Orten zur Ruhe hin, macht sich aber auch nichts daraus, auf steinigem Grunde der schrecklichsten Sonnenglut ausgesetzt sein Schläfchen abzuhalten.

Selten sieht man das Nashorn in grösserer Gesellschaft als etwa zu zehn Stück beieinander, und auch dann noch gruppiert sich eine solche Gesellschaft gewöhnlich nach einzelnen Paaren. Wer ein Nashorn beschleichen will, hat sorgfältig den Wind zu prüfen und wird dann selbst in ungedeckter Position mit grosser Leichtigkeit zu Schuss kommen; denn das Gesicht des Tieres ist nicht sehr ausgebildet, während der Geruchssinn sehr hoch entwickelt zu sein scheint. Wenn man sich mit dem Winde nähert, so kann die Begegnung namentlich recht verhängnisvoll werden, sofern die Tiere im Schatten eines Busches oder im hohen Grase versteckt liegen. Sie lassen dann den Menschen auf wenige Meter herankommen und stürzen plötzlich mit einer Wut und Vehemenz auf ihn zu, welche nur den Dickhäutern eigen ist und fast immer den Tod des Angegriffenen zur Folge hat. Ich kann Ihnen über eine solche Begegnung ein hübsches Geschichtchen erzählen: Am Tage vor dem Vorfalle hatte ich zwei Antilopen erlegt; von der einen brachte ich nur Kopf und Haut ins Lager, und die andere blieb völlig unan-

gebrochen liegen. Da sich während des Abbalgens in der nächsten Umgebung ein Löwe herumtrieb und unausgesetzt sein hungriges Gebrüll erschallte, so nahm ich mir vor, am andern Tage den gleichen Platz wieder aufzusuchen, um jenen eventuell bei der zurückgelassenen Beute zu schießen. Ich zog deshalb in der Morgenfrühe aus, begleitet von meinem Diener und einigen Trägern. Letztere verscheuchten mir eine Zebraherde; darüber ärgerlich geworden, marschierte ich nun allein voraus und gab den Leuten Befehl, einige Hundert Meter hinter mir zu bleiben. Schon stand die Sonne ziemlich hoch, und immer noch hatte ich die zurückgelassenen Antilopen nicht gefunden. Plötzlich, als ich eben bei einem grossen Salvadorabusche vorbeipassierte, vernahm ich hinter diesem ein Rascheln, wie wenn Hühner flüchteten, und im selben Moment, ohne dass ich Zeit gefunden hätte, einen Hahn der Doppelbüchse zu spannen, sah ich in wütendem Galopp, den Kopf tief gesenkt, ein Rhinoceros auf mich einsetzen, einen wahren Riesen, mit einem Vorderhorne von mindestens 80 cm Länge. Es blieb mir nichts übrig, als rasch gegen den Busch hin auf die rechte Seite zu springen. Man sagt, dass bei einem solchen Manöver die Nashörner dann blindlings an ihrem Gegner vorüberrasen. Das war aber nicht der Fall, sondern das Tier lenkte ebenso schnell nach rechts ein und hätte mich sicherlich durchbohrt, wenn ich im kritischen Momente nicht rasch das Horn erfasst und mich mit der Brust fest an dieses angepresst hätte. Mit einem Rucke wurde ich in die Luft gehoben, erhielt dabei aber in der Achselhöhle einen etwa zollbreiten Bruststich. Dann wurde ich rücklings nach vorne geworfen. Auf dem Boden liegend sah ich nun die Bestie wieder auf mich losstürzen

und glaubte schon von ihr zerstampft zu werden; im gleichen Momente hing ich jedoch zum zweiten Mal an dem Horn und wurde schliesslich über den Rücken des wütenden Tieres hinweg nach hinten geworfen. Diesmal hatte mir der Dickhäuter sein Horn durch den rechten Oberschenkel gebohrt, eine mehrere Zoll lange, klaffende Wunde als Denkmahl zurücklassend. Nach dieser Luftfahrt, und nachdem das Nashorn im Schweinetrabe das Weite gesucht hatte, kletterte ich so rasch wie möglich auf einen benachbarten Baum, von hier aus meine drei Begleiter, die das sich entfernende Tier noch gesehen und schon eine Ahnung von dem Vorgefallenen hatten, zu Hülfe rufend. Aus ihren Kleiderlappen und meinem blutgetränkten Rocke machten sie mir dann ein Lager zurecht; aber kaum hatte ich auf diesem mich niedergelassen und die Beinwunden verbunden, so hörten wir schon wieder das Schnauben des zurückkehrenden Nashorns und mussten zum zweiten Male den Baum besteigen. Als das Tier bald darauf neuerdings verschwand, schickte ich endlich nach dem Lager um Hülfe aus. Bis diese kam, hatten die Zurückgebliebenen für mich eine hängende Bettstelle hergerichtet. Auf ihr lag ich nun, vor weitem Angriffen unseres Gegners geschützt, aber recht unbequem; denn die einzigen Stützpunkte, die mein Körper hatte, waren ein Ast unter den Kniebeugen, ein anderer unter dem Genick und ein armdickes, schief unter dem Rücken durchgespanntes Lianentau. Allmählig fingen die Wunden zu schmerzen an, und die Minuten wurden mir zu Stunden, bis endlich die ersehnte Hülfe kam und man mich, in einer Tragbahre eingenäht, nach dem Lager brachte.

Sie ersehen aus diesem Specialfalle, dass das Nashorn

auch unangegriffen ein sehr gefährliches Tier ist, und ich könnte Ihnen noch Beispiele genug dafür geben, dass ein solcher Angriff mit dem Tode des Menschen endete. Es war dies übrigens nicht das einzige Mal, dass ich von einem Rhinoceros angegriffen wurde, im Gegenteil, ich habe vier solcher Fälle erlebt, konnte mich jedoch bei den übrigen immer noch rechtzeitig auf Bäume retten.

Als letzte afrikanische Wildart muss ich noch das *Flusspferd*, den Hippopotamos der Griechen, erwähnen. Es findet sich in allen grossen Flüssen des Kontinents und lebt auch am Meeresstrande, von wo aus es im Salzwasser selbst weite Reisen nach entfernten Inseln unternimmt. Wie das Nashorn, ist das Flusspferd mehr Nacht- als Tagtier. Es liegt am Tage meist in den Wasserfluten und streckt aus diesen nur zeitweise seine Schnauze empor, um frische Luft aufzunehmen. Es wird nicht nur seines Fleisches, sondern auch seiner Zähne wegen gejagt, da diese ebenfalls als Elfenbein in den Handel kommen. Das Flusspferd ist ebenso gefährlich, als Nashorn und Elefant, indem es den Menschen namentlich im Wasser angreift und ihn mit seinem furchtbaren Gebisse zermalmt. Es richtet oft grossen Schaden in den Pflanzungen der Eingeborenen an und kann daher in der Nähe derselben kaum geschützt werden. Da, wo es unter der Verfolgung des Menschen nicht sehr zu leiden hat, trifft man es in grossen Gesellschaften, meist im Vereine mit Krokodilen.

Anmit habe ich Ihnen ein gedrängtes Bild über das afrikanische Grosswild entworfen und schliesse für heute. In einem spätern Vortrage werde ich gelegentlich versuchen, das Vorhandensein dieser Grosstierfauna durch geologische Funde zu erklären.